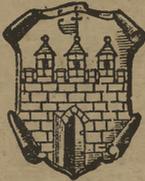


# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 7. August 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Der hinkende Engel.

Novelle von C. W. Geißler.

(Schluß.)

Der Hausknecht räumte das Gepäck Annas mit verschmitztem Lächeln in ein anderes, ein Stockwerk tiefer gelegenes Zimmer. Anna verschloß die Thüre, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

„Liebster Vater!

Ich habe soeben eine Entdeckung gemacht. Alles ist vorbei. Theodor liebt mich nicht mehr. Wer weiß, ob er mich jemals geliebt hat! — Ich kann Dir jetzt nicht schreiben, wie das alles gekommen ist. — Du kannst Dir nicht denken, was ich leide. — Ich bin fest entschlossen, mich von Theodor zu trennen. — Mache ihm deshalb keine Vorwürfe — auch ich werde es niemals thun — es ist ja unmöglich, daß ein Künstler, wie Theodor, eine unbedeutende hinkende Frau lieben kann. — Daß ich das alles nicht früher eingesehen habe! — Ich bin blind gewesen und kindisch! — Morgen reise ich ab. Unzählige Küsse sendet Dir voraus

Deine Tochter.“

Spät am Abend kam Theodor nach Hause. Er war wieder vernünftig geworden. Reife betrat er das Zimmer.

„Guten Abend, Nenni! Du hast lange warten müssen. — Es war recht amüsant, aber meine kleine Frau hat mir doch gefehlt. — Nenni, schläfst Du?“

Alles blieb still. —

„Ja, sie schläft — aber einen Gutenachtkuß muß sie mir noch geben! —“

Er trat mit dem Licht an das Bett. —

„Was ist das? — Nenni! Nenni!“ —

Schluchzend warf er sich auf die leeren Kissen. —

XIV.

In der Frühe des anderen Morgens klopfte Theodor an das Zimmer seiner Frau. Anna, die schon lange munter war, schob den Kiesel zurück. — Theodor trat ein. —

„Aber, liebstes Weib, was hast Du Dir da für einen Spaß gemacht! — Ich bin zu Tode erschrocken —“

„Die Sache ist sehr ernsthaft, mein Lieber! — Ich reise heute noch ab — zurück zu meinem Vater —.“

Theodor erbleichte.

„Komm', setze Dich — laß uns ruhig darüber sprechen —.“

„Das ist nicht möglich, Nenni — woher diese plötzliche Wandlung? — Was habe ich Dir gethan?“

„Du — mir — gethan? — O, gar nichts! gar nichts! — Du liebst mich nicht — — das ist alles!“

„Das kannst Du mir sagen?“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf — es ist ja so natürlich — ich begreife mich selbst nicht, daß ich jemals an Deine Liebe glauben konnte — — Ja, Du warst zärtlich und gut gegen mich — Du hast mich zu Deiner Frau gemacht — welchen größeren Beweis Deiner Liebe könnte ich noch verlangen! — Aber es war Uebereilung — ein Irrthum von beiden Seiten, den wir nun bitter bereuen müssen. — Es wäre vielleicht alles gut geworden, wenn ich gesunde Füße gehabt hätte — — Ihr Männer hängt freilich ganz und gar nicht am Neufserlichen — Ihr wollt bloß eine Seele, die Euch liebt — — ach, das klingt so wunderbar schön! — Die Seele, die Dich liebte, über alle Maßen liebte, hattest Du gefunden, — — aber sie hinkt ja, die arme Seele. — — Schade — schade! — Ich will nicht bitter werden — laß uns als Freunde auseinandergehen — — ach Gott! wir haben doch so schöne Stunden zusammen genossen — —“

„Nenni!“ begann Theodor tief erschüttert. „Beim Gedächtniß dieser schönen Stunden schwöre ich Dir, daß Du an meiner Seite noch tausendmal schönere genießen sollst!“

Nenni lächelte wehmüthig.

„Du willst Dich ja bewegen — und ich bedarf der Ruhe — — das paßt doch nicht zusammen!“

„Quäle mich nicht mit den albernen Worten, die ich gestern in der Weinhitze zu Dir gesagt habe, und die ich selber am bittersten bereue!“

„Die Reue hilft nichts — genug, daß Du es gesagt hast — — Nein, mein Lieber, und wenn Du mir tagelang ohne Aufhören erzähltest, wie lieb Du mich hast, Du wirst mich nicht überzeugen. Ich habe Dir geglaubt, ich bin die Deine geworden — und Du hast mich doch — betrogen — Dich selbst und mich — — aber daß Du Dich selbst betrogen hast, thut mir am wehesten!“

„Nenni — einzige, süße Nenni! — Das kann — nein, das kann Dein Ernst nicht sein! — — Komm', liebe mich wieder wie früher — sei wieder die Alte!“

„Das bin ich; ich werde nie aufhören, Dich zu lieben, für Dich zu beten —“

„Danke, tausend Dank, meine Nenni! — Und jetzt wollen wir Versöhnung feiern, Frieden schließen nach der ersten Ehestands-schlacht —.“

Anna sah ihn ernst an.

„Du bist ausgeräumt. — Jeder von uns mag mit sich allein Frieden schließen — das ist das Nothwendigste — das ist das Schwerste — — —“

Sie ging ans Fenster und drückte ihre heiße Stirn an die Scheiben. Theodor umschlang sie zärtlich:

„Einen Kuß, Nenni!“

Sie wandte sich um.

„Ja, den sollst Du haben — den letzten — den Abschieds-kuß — — So, und nun laß uns schnell ein Ende machen — es muß sein! — — Leb' wohl, Theodor! Ich bleibe die Deine — komme wieder zu mir, wenn Du Dich genug bewegt haben wirst — wenn Du Ruhe brauchst — —. Ich denke, dann wirst Du mich auch lieben können. — — Adieu!“ — — — — —

XV.

Der deutsch-französische Krieg hatte begonnen. Ehe Theodor zu seiner Truppe abging, wollte er erst seine Frau besuchen. Der Weg wurde ihm schwer — aber er konnte es nicht übers Herz bringen, ohne Abschied von ihr zu gehen.

Anna empfing ihn, wie man einen guten Freund empfängt — sie war sehr ruhig, fast heiter. — Theodor bat, auch dem Vater Lebewohl sagen zu dürfen —

„Das wird nicht möglich sein. — Papa ist unwohl.“

„Er will mich nicht sprechen — es ist gut — — dann grüßen Sie ihn wenigstens von mir —.“

„Gern. — Wollen Sie nicht mit mir frühstücken? Darf ich Sie einladen?“

„Das thut mir leid — ich kann nicht — ich habe mich schon mit Kameraden versprochen.“

„So, das ist etwas anderes — — und wann reisen Sie ab?“

„Um vier Uhr nachmittags —.“

„Das ist früh — — wir werden uns also nicht wiedersehen?“

„Vor der Kampagne kaum, liebe Anna —.“

„Und nachher?“

Theodor empfahl sich — er war in nicht geringer Verwirrung. —

Der Vater steckte den Kopf zur Thüre herein. —

„Ist er fort?“

„Ja, Vater! Und nun, glaube ich, kommt er niemals wieder!“ — — — — —

Am einem Januar morgen des folgenden Jahres stand Anna am Fenster und pflegte ihre Blumen — — da kam jemand, in den Mantel gehüllt — sich auf eine Brücke stützend, dem Hause zu — — es war Theodor — — —. Anna hätte laut aufjubeln mögen.

„Theodor!“

„Meine geliebte Frau! — Da bin ich wieder! — Ich habe mich genug bewegt — so viel bewegt, daß ein Fuß dabei zum Teufel gegangen ist — — —. Nun will ich ruhen — und da sollte ich ja doch wieder zu Dir kommen —.“

„Willkommen, Einziger, tausendmal willkommen! — Aber wie bist Du zu der Blessur gekommen?“

„Ach, das war ungemein lustig — ich stand in der Linie — eine Schlacht sollte eben geschlagen werden. Ich dachte an Dich — da kam das Kommando zum Abmarsch — es ging ins Feuer. Die erste Kugel zerschmetterte mir den Fuß — im Lazareth wurde er tags darauf amputiert. Ich kann Dir sagen, Herzenskind, so weh es mir thut, ich habe mich königlich gefreut, als ich das Glied fallen sah, um dessen Verlust andere gejammert haben würden! Die Aerzte hielten mich für verrückt, als sie die Leichenrede hörten, die ich meinem abgenommenen Fuß hielt. — Ich wollte, Du hättest sie auch gehört, — dann würdest Du niemals mehr an meiner Liebe zweifeln!“

„Das thue ich ja auch nicht, geliebtester Mann! Jetzt weiß ich, daß wir uns recht von Herzen lieb haben werden — — auch schon, — — weil —“, sie sagte ihm tieferröthend etwas ins Ohr. — —

„Einen Jungen!“ jubelte Theodor und schloß sein Weib aufs Neue stürmisch in seine Arme. „Einen Jungen! Hurrah!“

(Nachdruck verboten.)

Im Regen.

Novelle von Reinhold Ortman n.

Schön und verheißungsvoll war der Sommermorgen angebrochen. Aber der Tag hatte nicht gehalten, was der sonnige Morgen versprochen. Erst war es nur ein einzelnes kleines Wölkchen gewesen, das im reinsten Unschuldweiß auf dem blauen Himmelssocean dahingegelte, und die lustige Gesellschaft von sommerlich gekleideten Damen und Herren, die unter fröhlichem Geplauder durch den duftigen Bergwald emporstiegen, hatte ihm nicht die geringste Beachtung geschenkt. Aber dem winzigen Wölkchen hatten sich bald noch einige andere zugesellt, wie in sehnsüchtigem Verlangen hatten sie einander weiße Arme entgegen-gestreckt, die länger und länger wurden, bis allgemach eine einzige mächtige Wolke den ganzen westlichen Horizont bedeckte. Ein bedrohliches Windesrauschen war durch die Blätter der Buchen gegangen, und die Sonne, deren goldige Lichter bis dahin ein so reizendes Spiel auf dem moosigen Waldboden getrieben, war mit einem mal hinter der mächtigen Wolkenwand verschwunden. Ein paar vereinzelt Tropfen machten sich als Vorboten des nahenden Unheils bemerklich; die jungen Damen, die zum Schutze ihrer empfindlichen hellen Toiletten zumeist nichts anderes bei sich führten, als ebenso empfindliche helle Sonnenschirmchen, stießen kleine Entsetzensschreie aus, und aus dem bisherigen gemächlichen Marschtempo wurde ein panikartiges Vorwärtsstürmen, dem glücklicher Weise nicht mehr all zu weit entfernten Gasthause unterhalb der alten Burgruine entgegen. Es war in der That hohe Zeit gewesen, das bergende Obdach zu erreichen. Denn kaum hatten die letzten Nachzügler die Schwelle überschritten, als der Himmel auch alle seine Schleusen aufthat und einen wolkenbruchartigen Platzregen niederprasseln ließ. In dem niedrigen aber behaglichen Gastzimmer, wo die Ankömmlinge von zwei freundlichen Schenkinnen begrüßt worden waren, hatte man sich bald heimisch gemacht. Ein Wetterkundiger hatte versichert, daß der Regen mindestens noch zwei Stunden anhalten würde, und man mußte darauf bedacht sein, sich diese nun einmal für den Naturgenuß unwiederbringlich verlorenen zwei Stunden so angenehm als möglich zu vertreiben. Einige mehr oder weniger abenteuerliche Vorschläge waren aufgetaucht, eifrig debattiert und von der Majorität verworfen worden. Als nun aber eine helle Mädchenstimme rief:

„Das Schönste wäre jedenfalls, wenn Fräulein Hanna uns etwas singen wollte.“

Da gab es von keiner Seite einen Widerspruch, sondern nur einhellige Zustimmung und stürmisches Drängen:

„Ach ja, Fräulein Hanna! — Bitte, bitte, gnädiges Fräulein! — heute dürfen Sie's uns nicht abschlagen, Sie sehen ja, daß es eine That rettender Menschenliebe sein würde.“

Die plötzlich so heftig Bestürmte, eine sehr hübsche, vornehm aussehende junge Dame, wollte zwar anfangs noch einige kleine Einwendungen erheben. Aber da sie sah, daß man ihr doch keine Ruhe lassen würde, stand sie auf und setzte sich an das alte verstimmte Tafelklavier. Freundlich erkundigte sie sich nach den Wünschen ihrer Zuhörer und bald erfüllte der glockenklare Klang einer wunderbaren Altstimme den niedrigen Raum. Auch wer

es nicht gewußt hätte, daß Fräulein Hanna eine gefeierte Konzertsängerin sei, wäre sicherlich schon nach den ersten Tönen inne geworden, daß hier eine gottbegnadete Künstlerin ihre köstlichen Gaben austreute. Und wie schön sie aussah, während sie sang! Wie wunderbar sich das feine durchgeistigte Gesicht verklärte!

In andächtiger Aufmerksamkeit lauschte das entzückte Publikum ihren Liedern. Und kaum einer hatte Notiz davon genommen, daß während des Vorspiels zu einem Schumann'schen Liede ein Fremder eingetreten war, der erst eine Sekunde lang wie in ungeschlüssigem Zaudern auf der Schwelle verharret hatte, um dann behutend die Thür hinter sich zuzudrücken, und auf den Fußspitzen bis zu dem untersten Plaze zu gehen, wo er durch mehr als die Hälfte des Tisches von den Uebrigen getrennt blieb.

Er war ein stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren. Sein Gesicht war sonnengebräunt und der braune Vollbart, der seine Wangen umrahmte, ein wenig verwildert. Allem Anschein nach hatte er ein tüchtiges Stück Weges im strömenden Regen zurückgelegt, denn sein Anzug war ganz durchnäßt und von dem verbliebenen Rodenhut, den er an einen Wandhaken gehängt hatte, rieselte in kleinen Bächen das Wasser. Er schaute fast beständig still vor sich hin, und man hätte ihn schon sehr scharf beobachten müssen um wahrzunehmen, daß er von Zeit zu Zeit einen raschen Blick zu der Sängerin hinüberwarf und daß es dabei wie im Groll oder im verhaltenen Schmerz um seine Mundwinkel zuckte. Da seine Hand offenbar gewöhnt war, sich zu beschäftigen, hatte er einen Bleistift aus der Westentasche genommen und zeichnete damit scheinbar halb mechanisch allerlei Striche in eine Ecke des weißen Tischtuches. Nun hatte die Sängerin ihr Lied beendet und wandte ihr lächelndes Antlitz den stürmisch applaudierenden Hörern zu. Nur für einen flüchtigen Moment, für den Bruchtheil einer Sekunde, begegnete ihr Blick dem des Fremden. Aber diese kaum meßbare Zeitspanne war doch hinreichend, eine dunkle Blutwelle in Fräulein Hannas feinem Antlitz emporsteigen zu lassen. Rasch drehte sie wieder den Kopf und machte eine Bewegung, als ob sie sich hastig von ihrem Stuhl erheben wollte. Aber da drängte wieder alles auf sie ein und bettelte um eine Zugabe.

„Nur noch ein einziges kleines Lied, Fräulein Hanna — nur ein ganz kleines — es war ja so wunderschön.“

Und sie ließ sich in der That nicht länger bitten. Ihre schlanken Finger griffen in die Tasten und präludivierten zu Chopins wehmüthigem kleinen Liede von der verrathenen Liebe:

Noch seh' ich Dich vor mir stehen,  
In dem Kinderkleidchen — —“

In süßer Ergriffenheit lauschte das kleine Publikum. Der Zeichenstift des Mannes am Tische aber arbeitete jetzt eifriger als zuvor auf dem weißen Tuche. Dann mit einem Gesicht, als sei er unwillig über sich selbst, steckte er ihn plötzlich wieder in die Tasche und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Seine Lippen waren fest aufeinandergepreßt, während sie mit wunderbar weichem, tiefschmerzlichem Ausdruck die Schlußverse sang:

„Muß an Dich und an das Klinglein  
Ich noch immer denken.“

Ehe sie das kurze Nachspiel geendet, war er aufgestanden, hatte nach seinem triefenden Rodenhute gegriffen und stumm, wie er gekommen war, das Gastzimmer verlassen.

Zu einer weiteren Zugabe ließ sich trotz aller Bitten die Sängerin nicht mehr bewegen. Auch die Zuhörer, die bis dahin das Klavier umstanden hatten, gruppirteten sich wieder am Tisch und es traf sich, daß Fräulein Hanna den Plaz erhielt, an welchem während der letzten Vieltelstunde der Unbekannte gesessen. Sie war trotz der Lobeserhebungen und Artigkeiten, mit denen man sie überschüttete, jetzt noch stiller und ernster als vorher.

Und wie sie so beharrlich auf das Tischtuch niederschaute, da gewahrte sie die Zeichnung, die der Fremde nicht wieder hatte wegwischen können. Er mußte wohl ein Maler von Beruf sein, denn ein Dilettant hätte schwerlich mit wenigen Strichen eine so meisterhafte kleine Skizze entwerfen können. Ein allerliebtestes Bildchen war da unter seinen gleichsam spielenden Fingern entstanden, ein pausbäckiger Amor, der mit zornigem Gesicht sein Füßchen auf ein am Boden liegendes Herz gesetzt hatte und es grausam mit seinem Pfeil durchbohrte, so daß die großen Blutstropfen herniederrannen. Es schien fast, als ob es der Anblick dieser Skizze gewesen sei, der der jungen Sängerin die laute, ausgelassene Fröhlichkeit um sie her mit einem mal unerträglich machte. Denn während man eben damit begann, ein von einem der jungen Herren vorgeschlagenes Pfänderspiel in Szene zu setzen, stand sie geräuschlos auf und schlüpfte durch die nur angelehnte Thür hinaus. In dem leeren Nebenzimmer trat sie ans Fenster, drückte ihre Stirn gegen die Scheibe und starrte in den noch immer mit unverminderter Heftigkeit niederrauschenden Regen. Erst sah sie nur die triefenden Sträucher und die vom Winde bewegten Buchenzweige. Dann aber gewahrte sie auch die regungslose Gestalt eines Mannes, der in einiger Entfernung vom Hause stehen geblieben war und unverwandt nach den Fenstern desselben zurückblickte. Es war derselbe, der vorhin zu kurzem Verweilen im Gastzimmer Plaz genommen. Der Regen, dem er schutzlos ausgesetzt war, schien ihn wenig zu kümmern, denn er hatte nicht einmal seinen Schirm aufgespannt, sondern zog es vor, ihn als Stütze zu benutzen. Es war kaum möglich, daß er die Mädchengestalt hinter dem geschlossenen Fenster wahrnahm; trotzdem trat Hanna von ihrem Beobachtungsposten zurück, als sie seiner ansichtig geworden war und ihn erkannt hatte. Unschlüssig stand sie eine kleine Weile mitten in dem leeren Raum, um dann, wie unter dem unwiderstehlichen Einfluß einer plötzlichen Eingebung der Thür zuzuschreiten, die sich auf die Diele des Hauses öffnete. Eine Minute später war auch sie draußen im strömenden Regen, ohne Kopfbedeckung und Jackett, so daß schon nach den ersten zwanzig Schritten die kalten Regentropfen durch das duftige Gewebe des Sommerkleides bis auf die Haut ihrer Schultern drangen. Für einen Augenblick schien es, als ob der Mann sich zum Gehen wenden wolle, da er sie auf sich zueilten sah. Aber er besann sich dann doch eines anderen und blieb stehen. Nun hatte sie ihn erreicht, und während er mit gemessener Höflichkeit seinen Hut lüftete, sagte sie mit gepreßter Stimme:

„Sind wir uns wirklich so fremd geworden, Bernhard, daß wir ohne Wort und Gruß an einander vorübergehen müssen?“

„Bergieb, es war nicht als eine Unhöflichkeit gemeint. Ich wünschte eben nur, Dir eine peinliche Begegnung zu ersparen.“

„So war ich es, die Dich wieder in das Unwetter hinausgetrieben? Das soll nicht sein, Bernhard! Es giebt ja gar kein anderes schützendes Obdach hier in der Nähe.“

Er wies zur Berghöhe empor, wo unter dem grauen Himmel der verwitterte Thurm der Burgruine über den Baumwipfeln aufragte.

„Da oben finde ich schon einen Unterschlupf. Und die Trümmer vergangener Herrlichkeit sind für mich jedenfalls eine passendere Umgebung als die da drinnen.“

„So solltest Du nicht sprechen, wenn es nicht Deine Absicht ist, mir wehe zu thun.“

„Nein, das ist meine Absicht nicht. Ich mache Dir keinen Vorwurf, denn es konnte wohl nicht anders kommen. Für eine Künstlerin, auf deren Liebreiz und deren Talent die ganze Welt

„Anspruch hat, war der läppische Narr, der das alles für sich allein besorgen wollte, gewiß nicht der rechte Mann.“

„Wir forderten wohl beide zu viel,“ sagte Hanna leise, „und wir waren wohl beide zu trotzig in unserm Fordern. — Aber willst Du nicht in das Haus zurückkehren, Bernhard?“

„Nein,“ erwiderte er schroff. „Mit Deinen Freunden mag ich nichts zu schaffen haben, und wir beide, nun — wir beide haben uns doch wohl nichts mehr zu sagen.“

Jetzt wollte er wirklich weitergehen. Aber eine schmale kleine Hand legte sich auf seinen nassen Armel, um ihn zurückzuhalten. Er wandte den Kopf und sah ihr Gesicht mit einem süßen Lächeln zu dem seinen emporgerichtet, mit einem Lächeln, das für ihn einst der Inbegriff aller Seligkeit gewesen war.

„Nachdem wir uns in dieser letzten halben Stunde so viel gesagt haben, Bernhard, warum sollte doch nicht auch noch das Letzte ausgesprochen werden?“

Wie die beglückende Ahnung von etwas Röstlichem stieg es heiß in seinem Herzen auf.

„Und was — was hätten wir uns gesagt, Hanna, da wir doch da drinnen kein Wort mit einander gesprochen?“

„So hast Du mich wirklich nicht verstanden, Du thörichter, schwerfälliger Mann? Einst wußtest Du die Sprache meiner Töne leichter zu deuten?“

Schon hatte sein Arm ihre schlanke Gestalt umspannt, und es sah mit einemmal aus, als wäre aus dem grauen, wolkenverhangenen Himmel heraus ein ganzes Bündel von Sonnenstrahlen über ihn hergefallen.

„Dein Lied von dem vergessenen Kinglein, an das Du in Sehnsucht noch immer denken mußt — es hätte also mir gegolten — mir?“

„Wem anders als Dir —? Nur daß ich es Dir niemals eingestanden hätte, wenn Deine Kunst nicht just im nämlichen Augenblicke dasselbe ausgesprochen hätte, wie die meine. Dein böser Amor mit dem zertretenen und zerstochnen Herzen — legte er denn nicht das gleiche Geständniß ab, wie mein Lied?“

„Das Geständniß, das wir niemals aufgehört haben, uns zu lieben!“ jubelte er, sie stürmisch an sich pressend. Und während drinnen im behaglich trocknen Zimmer beim Pfänderspiel in allen Ehren einige Küsse getauscht wurden, gab es deren eine erkleckliche Anzahl auch draußen unter den triefenden Buchenzweigen im strömenden Regen.

Aber die Küsse im Regen waren bei weitem die süßeren.

(Nachdruck verboten.)

## Das Familienbad.

Humoreske von Paul A. Kirstein.

Lange, lange war über diese Reise berathen worden. Der Professor hatte sich gestraubt mit allen Gründen, die ein bequemer Gewohnheitsmensch und ein tiefer Denker nur finden kann. Es hatte ihm nichts geholfen, und die Reise wurde unternommen, trotzdem der Professor ganz andere Pläne mit sich herumtrug.

„Sich' mal Aurelia,“ hatte er gesagt, „ich muß am Orte bleiben, muß! Mein großes Werk über die Logik geht jetzt in Druck. Ich muß die Korrekturen lesen, muß das Material ordnen und die Arbeit zur Herausgabe gestalten. Es ist deshalb nöthig — hörst Du . . . nöthig, daß ich hier bleibe!“

Und sie darauf: „Nöthig ist, daß Du fortgehst! Der Arzt hat es ausdrücklich angeordnet.“

„Der Arzt, der Arzt . . . Der Arzt ist gewöhnlich ein Mann, der alles auf Muthmaßungen stellt. Er kann mir nicht

garantiren, daß ich krank werde, wenn ich bleibe . . . nicht garantiren, daß ich länger lebe und gesund bleibe, wenn ich fortgehe.“

„Gewiß, garantiren kann er das nicht. Aber da wir Alle in des Himmels Hand stehen, kann er nach bestem Wissen und Gewissen vorbeugen — und das ist die Hauptsache.“

„Zugestanden,“ antwortete der Professor und begann durch das Zimmer zu schreiten, als bereite er sich auf eine große, gelehrte Auseinandersetzung vor. „Nun ist aber die Heilkunde nur zumtheil eine wirkliche Wissenschaft, indem die Aerzte nämlich wohl wissen können, was einem Menschen fehlt, oder zum Mindesten, wo er erkrankt ist. Niemals aber können sie mit unfehlbarer Sicherheit Mittel angeben, die diese Krankheit auch unbedingt — wohlverstanden: auf jeden Fall . . . heilen muß. Es ist also auch nicht unfehlbar sicher, daß diese Reise mir helfen wird. Und da ich, liebe Aurelia, nicht krank bin, und hier am Orte so viel Wichtiges zu erledigen habe, so — — .“

„Du bist nervös, lieber Herrmann,“ unterbrach ihn die Frau. „Du bist überarbeitet, abgesehen. Du hast Dich mit Deinen vielen Vorlesungen, mit Deinen ständigen häuslichen Arbeiten zu sehr angestrengt, da mußt Du in eine bessere Luft, als Du sie hier findest; Du mußt in eine andere Umgebung, sonst erleben wir in diesem Winter, was uns der vorige Gott sei Dank erspart hat — eine Krankheit und die Abnahme Deiner Kräfte.“

„Liebste Aurelia — Du siehst zu schwarz . . .“

„Ah — glaube das nicht. Ich sehe sehr klar. Der Doktor hat übrigens dasselbe gesagt.“

„Der Doktor . . .“

„Und dann, Deine Tochter. Denkst Du nicht auch einmal an das arme Mädchen! Zwanzig Jahre ist sie alt und sitzt immer zu Hause, weil Du vom Schreibtisch nicht fortzubringen bist. Kein Vergnügen hat sie und keine Freude; so wird sie in dem Jahre schon alte Jungfer, wo für andere das Leben erst beginnt.“

Nach dieser Einrede schien es dem Professor, als sei ihm eine großartige Idee gekommen. Sein Gesicht glänzte ordentlich in Wohlgefallen.

„Weißt Du,“ sagte er vergnügt, „da weiß ich guten Rath, Du gehst mit Agathe auf Reisen, und Ihr amüsirt Euch einmal nach Herzenslust!“

Aber damit kam er schön an.

„So?“ rief seine Gattin. „Und was wird mit Dir? Wer sorgt für Dich? Wer achtet auf Deine Kleidung, auf Kragen und Manschetten? Wer kümmert sich darum, daß Du nicht den Schlips vergißt, daß Du Taschentuch, Geld, Kneifer und die Schlüssel mitnimmst? Daß Du überhaupt ißt und trinkst? — Oder willst Du vielleicht zum Gespött der Straßenjungen herumlaufen? Oder in der Kneipe gehen, wo Dir nie etwas schmeckt, wo Du nie satt wirst?! — Nein, lieber Herrmann, das ist alles nichts. Du kommst mit, und dabei bleibt es.“ —

Dabei blieb es denn auch, so sehr sich Herr Professor Brecher auch dagegen sträubte. Nach den letzten Vorlesungen wurden die Koffer gepackt, und dann ging's fort. Es gab keinen Widerspruch mehr.

Nur im Ziel der Reise hatte Frau Aurelia nachgegeben.

„Du willst nicht weit reisen? Du willst gut und ruhig wohnen? Willst Wald und Wasser haben? — Schön. Dann fahren wir nach Heringsdorf. Dort trifft das alles zusammen. Von dort kannst Du sogar, wenn es unbedingt sein muß, auf einen Tag mal hierher zurück. Und Agathe und ich — wir haben auch mal unser Vergnügen.“

So fuhren sie denn nach Heringsdorf.

Agathe, die den Ausschlag gegeben, that dies mit ganz besonderem Vergnügen: denn von der stillen Gelehrtennatur ihres Vaters hatte sie nur wenig in sich. Sie war lustig und ver-

gnügt, hübsch, mit blinkenden Augen und ständig in guter Laune. Und ihre Freundinnen hatten ihr schon so viel erzählt. . .

„Hübsch ist es immer in Heringsdorf gewesen. Aber jetzt, wo auch ein Familienbad da ist . . . jetzt muß es geradezu überwältigend sein!“

Anderer wieder, die in den belgischen Nordseebädern das gemeinsame Baden schon mitgemacht, begannen dafür zu schwärmen, — und Agathens junges Herz hüpfte bei den begeisterten Schilderungen, als wartete ihrer das Glück der Welt.

„Was ist denn auch dabei? Man ist ja fast angezogen —“ — beschwichtigte man ihre Bedenken. „Und dann — die Eltern sind ja auch alle zugegen. Da thut einem keiner was.“

Ihr junges Herz war von Erwartung voll; doch hütete sie sich, zu Hause davon zu sprechen. Sie wußte nicht, wie ihre Eltern darüber dachten, und fürchtete, daß ein unbedachtes Wort am Ende noch den ganzen Reiseplan über den Haufen werfen könnte.

Sie hatte sich auch nicht geträumt, wenn sie bei ihrer Mutter andere Ansichten erwartete. Das zeigte sich gleich, als sie an dem ersten Nachmittage die Strandpromenade auf und abmarschieren.

„Hindest Du das nicht eigentlich unschicklich,“ fragte da plötzlich die Frau Professor ihren Gatten, „wenn so die Familien zusammen ins Wasser gehen?“

Agathe horchte auf; aber der Professor war ein viel zu gewissenhafter Logiker und Philosoph, um so aufs Gerathewohl zu antworten. Er blieb einen Augenblick stehen und antwortete dann: „Ich weiß es wirklich nicht! Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

Auch Frau Aurelia schüttelte den Kopf. „Man muß es wirklich überlegen,“ sagte sie dann wie im eigenen Zweifel, „früher hätte man es jedenfalls nicht gethan.“

Agathe versuchte, die Zweifel zu zerstreuen, indem sie getreulich wieder berichtete, was die Freundinnen ihr erzählt hatten; auch schimpfte sie auf das Damenbad, das „schon so öde läge“, aber sie hatte keinen rechten Erfolg damit. „Man muß es überlegen,“ wiederholte die Mutter.

Damit meinte sie freilich: — Man muß sich erkundigen.

Das that sie denn auch, indem sie die einzigen beiden Bekannten, die sie vor der Hand hatte, um ihre Meinung fragte. Leider waren das zwei Damen, richtige, gealterte Kleinstädterinnen, unverheiratet und etepetete.

Die schrien natürlich gleich: „Um Gotteswillen, nein! Das ist die größte Unmoral, die sich denken läßt.“ Und ergingen sich in recht betrüblichen Anschauungen.

Anderer der Professor. Als ihm von dieser „Unmoral“ berichtet wurde, sperrte er natürlich die Ohren auf. Moral und Unmoral — das schlug in sein Gebiet.

„Moral,“ sagte er, „oder besser Ethik oder Sittlichkeit . . . sie setzen eine besondere Kenntniß des menschlichen Herzens unbedeutend voraus. Nach den Gesetzen der Logik können diese Begriffe nur subjektiver Natur sein, weil Niemand von uns das Herz eines anderen so ausgiebig ergründen kann, daß es als sicheres Objekt vor ihm steht. Wenn also Dein Herz und Agathens sittlich ist, so . . . kann der Moral nicht geschadet werden, sobald Ihr im Familienbade badet.“

„Lieber Hermann, Du vergißt, daß Du von Deiner Frau und Deiner Tochter sprichst,“ erwiderte seine Gattin etwas gereizt.

„Ich habe es nicht vergessen. Ich zog die Wissenschaft heran — —“

Aber die beiden Gatten kamen nicht zur völligen Klarlegung dieser großen Frage. Von der Landungsbrücke herab schritt plötzlich ein junger, frischer Mann. Auf den stürzte der Professor wie ein Wiesel zu.

„Herr Doktor Linke, Kollege — Sie auch hier im Bade?!“ Der verneigte sich sichtlich erfreut. „Ich habe für meine Eltern Wohnung beschafft. Sie kommen in einigen Tagen.“

„Wie? Der alte Sanitätsrath kommt auch?! Das ist ja prächtig — —“

„Und die werthen Ehren, Herr Professor?“

„Kommen Sie nur, Kollege! Die finden wir auf der Promenade.“

Eine recht herzliche Begrüßung fand statt. Agathe erröthete etwas, aber es war wohl nur von der Sonne und dem Wind —

Und als ob dem Professor die wichtige Frage der Moral auf der Seele brannte, begann er gleich, den jungen Doktor, der sich gerade als Privatdozent in gleicher Fakultät habilitirt hatte, in ein Gespräch zu nehmen.

„Sagen Sie, lieber Kollege — was glauben Sie? Wird Ethik und Sittlichkeit in Angriff genommen, wenn junge und ältere Männer und Frauen — wie hier im Familienbad — zusammen ins Wasser steigen?“

Der junge Mann lächelte, aber er entschloß sich zu einer Antwort, da die Damen vorausgingen. So konnte er die Frage ganz wissenschaftlich prüfen.

Auch er kam zu dem Resultat, daß durch dieses Vorgehen der Moral durchaus kein Abbruch geschehen könnte, denn: „Sehen Sie, Herr Professor — nach meiner Ansicht wird ein reines, natürliches Herz bei solchem Schritte nichts Arges finden. Ein etwas verdorbenes aber, das wird durch die Gleichstellung von Mann und Frau in Gewöhnung die Unterschiede vergessen und die Gedanken klar zu gestalten lernen. Die ganz Verdorbenen freilich“ — — Er zuckte die Achseln.

Ohne darauf zu achten, rief der Professor schon: „Bravo! So denke auch ich! So halte auch ich es für richtig!“

Allein, selbst diese sehr vernünftigen Ansichten hätten den Widerstand und die Abneigung der Frau Professor nicht besiegt, wenn . . . der Arzt nicht auch dem Professor das Baden verordnet hätte.

Das aber brach alle Bedenken.

„Ich bade nicht,“ sagte der alte Herr, „ich bade nicht, es nimmt mir zu viel Zeit, es ist mir zu langweilig, immerzu aus- und anziehen, und rein ins Wasser, wieder raus — — nein! Das thue ich nicht!“

Nur um diese Langeweile zu zerstreuen und nur um die Vorschrift des Arztes zu erfüllen, entschloß sich Frau Aurelia endlich, das Familienbad zu besuchen. Da konnte sie wenigstens auf ihre zwei Pflegebefohlenen aufpassen.

Und eines Tages zog die ganze Familie zum Baden aus. Herr Doktor Linke, der sonst immer mit ihnen zusammen war, blieb am Strand zurück. Er konnte noch nicht mit, weil seine Eltern noch nicht anwesend.

Das that ihm eigentlich recht leid, denn er war ein alter Bekannter der Familie. Damals, als er studierte, war er oft zu dem Professor gekommen; schon als Agathe noch mit Zöpfchen in die Schule ging, hatte er ihr seine Freundschaft geschenkt — eine Freundschaft, die jetzt, wo er einen Lebensweg vor sich sah, in eine wahre, echte Neigung ausgewachsen war.

Trotz allem jedoch zeigte sich ihm hier an dem Strand das Glück nicht hold; denn entweder saß die Mutter neben der Tochter, oder der Vater verwickelte ihn in so tiefe Probleme, daß die Damen sich zurückzogen, weil sie den tiefen Sinn nicht erfassen konnten.

Den Dreien aber behagte es im Familienbad ganz außerordentlich, eigentlich mit jedem Tage mehr. Die erste Scheu war überwunden, und die Lust im Wasser selbst, wo junge Ehepaare sich neckten, wo Kinder tollten und mit ihren Eltern spielten —

sie machte ihnen so viel Spaß, daß sie schließlich selber einsahen, die Moral erlitt keinen Abbruch.

Je mehr sie sich indessen dort amüsierten, desto schlechter wurde die Situation für den jungen Doktor. Denn ständig machte der Professor eine neue Entdeckung, ständig tauchte in ihm eine neue Folgerung auf, die er eingehend mit seinem früheren Schüler erörtern mußte.

Agathe zog schon ein schiefes Gesicht. Sie fand es langweilig, daß der Doktor immer nur mit dem Vater zu sprechen hatte. Das war wirklich keine Freundschaft mehr!

Sie zeigte es ihm auch ganz deutlich. Als er auf der Reunion mit ihr tanzen wollte, hatte sie alle Tänze vergeben und sagte schnippisch: „Ich wußte ja nicht, Herr Doktor, ob Sie Zeit für mich haben würden. Sie haben sie ja sonst auch nicht!“

Das fiel dem Doktor Linke natürlich auf, und er sagte sich, daß er jetzt unbedingt eine Aussprache herbeiführen müßte, sonst ginge ihm am Ende das liebe Mädchen, das ihm so lange schon im Sinne lag, ganz verloren.

Aber wo, wo?

Der Professor ließ ihn nicht los, und sie zum Rendezvous zu bestellen, das erschien auch ihm ungeeignet und unmoralisch.

Blieb wirklich nur das Familienbad!

Und mit voller Sehnsucht erwartete er seine Eltern, und als sie endlich kamen, da bestürmte auch er seine Eltern — um das Familienbad.

Der alte Herr lächelte und fragte nicht. Aber er that ihm den Willen.

Schon am nächsten Tage, als alle Sechs lustig im Wasser plätscherten, die Alten am Ufer, die Jungen weiter draußen, da faßte sich Doktor Linke ein Herz. Da sprach er von dem, was er in seinem Herzen fühlte; da sprach er davon, wie sehr und wie oft er es bedauert, daß ihn der Professor so gefesselt, und — und . . .

Er mußte abbrechen; denn Agathe wollte fort. Er faßte sie schnell noch an der Hand und fragte sie, ob sie denn —

„Ja!“ rief sie über und über roth; dann lief sie eilig in ihre Kabine.

Am Nachmittag aber war der Professor ganz außer sich.

„Denken Sie sich, Kollege — meine Tochter will nicht mehr in das Familienbad — will auf keinen Fall! Ich habe darüber nachgedacht. Mir scheint, als verletzten die Anwesenheit bekannter Herren dennoch das sittliche Bewußtsein junger Damen.“

„Nicht ganz, Herr Professor,“ erwiderte lächelnd der Privatdozent. „Mir scheint — erst dann, wenn das Herz einer jungen Dame für einen der Herren . . . erwacht ist.“

„Wie?“ Er verstand nicht gleich.

Als der junge Doktor es ihm aber näher erklärt hatte, da lief er doch gleich mit ihm zurück in seine Wohnung, und, und . . .

Und es war recht große Freude im Haus über die frisch Verlobten.

Am nächsten Tage aber wollte der Professor dringend zurück in die Stadt.

„Ich muß wichtig etwas ändern an meinem Werk, vielmehr etwas ergänzen!“ sagte er. „Das Kapitel über Logik im Bestand der Sittlichkeit! Ich habe da etwas nicht in Betracht gezogen.“

„Siehst Du,“ sagte die Frau, „woher hast Du das? Nur hier aus dem Bad.“

„Aus dem Familienbad, meinst Du,“ antwortete er lächelnd; „aber es war nicht die schlechteste Entdeckung —“

(Nachdruck verboten.)

## Nur ein einziges Mal.

Skizze aus der Meraner Saison von J u a v. B e r g.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie, ich wußte es ja! Und nun darf ich doch auch morgen hinaus, Gott zum ersten male! Ich werde ja — ich — ich verliere ja den Verstand vor Freude. Ach Doktor, lieber, lieber Doktor, bitte — nur ein einziges mal!“

Ihm tritt der Angstschweiß auf die Stirn. Hier stehen zu müssen und dieses süße Weib nicht in seine Arme nehmen zu können, sie so belügen, so betrügen zu müssen, als Dank für alles, was sie ihm giebt —

Er fährt sich mit der Hand durch das volle dunkle Haar, das an den Enden sich ein ganz klein wenig umbiegt, grade als wollten es noch einmal Toden werden und das ihre ganze heimliche Wonne immer ist, und athmet tief. Mein Gott, ist denn das zu ertragen?

„Und wenn es Ihnen schlecht bekommt?“

„Schadet nichts,“ ruft sie übermüthig, „dann bin ich doch einmal glücklich gewesen, ein einziges mal. . . Ja, ja, Herr Doktor Ernst. Dann will ich auch still und artig wieder lange Wochen hier oben bei Ihnen sitzen und mich langweilen.“

„Ja, das will ich?“ lachte sie, „ganz artig, viel artiger noch, als bisher.“

„Ist das denn möglich,“ versucht er zu scherzen zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch.

Lange Wochen! Wenn sie wüßte — — —

„Gräfin,“ bittet er, „das ist ja doch unmöglich —“

„Doch, doch, nur einmal!“ bittet sie zurück, richtet sich elastisch, wie er sie seit langem nicht gesehen, auf, ergreift beinahe leidenschaftlich seine Hand und fängt an zu schmeicheln und die Augen, die blauen, die fangen an zu bitten, zu betteln — —

Ihm wird körperlich ganz elend. Wenn er sich doch nur in der Gewalt hätte, daß er sprechen könnte, harmlos plaudernd, irgend etwas, das erste Beste, aber aus der zusammengeschnürten Kehle will ihm kein Wort heraus; er ist noch völlig benommen von der schrecklichen, grausigen Erkenntniß. Mein Gott, wie ist es nur möglich! Diese jähe Veränderung seit gestern!

Er deckt sie mechanisch wieder zu, sorgsam wie immer, rückt ihr die Kissen zurecht wie immer, einen krampfhaft lächelnden, sorglosen Zug auf dem Gesicht, dann aber sinkt er mit einem male, zum ersten male, so lange sie bei ihm ist, in die Knie vor ihrem Ruhebett, nicht leidenschaftlich, nicht liebestammelnd, wie es ihm in schlaflosen Nächten, in einsamen Stunden seine thörichte Phantasie vorgegaukelt, sondern langsam, schwerfällig, wie einer, der nicht weiter kann und der unter einer allzugroßen Last niederbricht.

Er sagt nichts. Er zieht nur ihre Hände langsam beide nach einander an seine Rippen, diese lieben Hände, ergriffen, wortlos, und auch sie schweigt, denn stumm kostet auch sie voll und ganz, — sie ahnt ja nicht, was in ihm vorgeht, — die Wonne dieser Stunde.

„Darf ich denn?“ fragt sie dann kaum hörbar.

Er nickt und sie sieht, daß es ihm diesmal ernst ist. „Bielleicht“, sagt er, ihr mühsam zulächelnd und steht auf, — „wenn es warm ist.“

„Fort?“ fragt sie erschrocken mit großen Augen.

„Ich muß“, sagt er tonlos, „muß. Muß. Nein — nicht bitten — Gräfin — — ich komme wieder — —“

Er ist ganz aus den Fugen.

Aber sündigen, — an diesem Engel?

Nein. Das wäre ja undenkbar. Lieber zu grunde gehen daran. Und die Portieren fallen hinter ihm zusammen.

Im dunklen Korridor aber, wo ihn niemand sieht, da lehnt sich der starke Mann an die Wand und ein wildes, verzweifelttes Schluchzen ringt sich aus seiner Brust.

Ja, er ist aus den Augen!

Einen Tag noch. Raum mehr — — — In ohnmächtiger Verzweiflung hat er die beiden Hände vor das Gesicht geschlagen; nein, er kann nicht helfen — er weiß nichts mehr. Nichts.

Ach, wenn er sie retten könnte — sein Herzblut — sein Leben gäbe er für sie hin. Und er dachte es damals so felsenfest, sie zu heilen, als sie zu ihm kam und er sie, — mit klopfendem Herzen schon damals ob ihrer liebreizenden Schönheit — mit seinen eigenen Armen aus dem Wagen hob, die süße, einzige Frau, und sie zu ihm so vertrauensvoll sagte: „Machen Sie mich gesund!“ Und nun? —

Ach, er hat schlecht Wort gehalten.

Da hebt die große Eichenuhr im Treppenhause an, schwer-müthig zum Schläge auszuholen. Wie unheimlich das heute klingt — wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Ihn schüttelt's ordentlich. Er schlägt das Kapitel zu. Er hat noch andere Pflichten, viele, auch schwere, er muß sich ermannen, sich zusammenreißen, und mit müden Schritten, zerschlagen an Leib und Seele geht er hinunter in sein Arbeitszimmer und wirft sich erschöpft auf den ersten besten Stuhl. Da sieht er auf seinem Schreibtisch einen großen wappengeschmückten Brief liegen.

Alles Blut steigt ihm zu Kopf. Er kennt diese steile, nichts-sagende Schrift — der Brief ist vom Grafen Orlov. Er kündigt dem Doktor in kurzen, knappen Worten an, daß er, da er dienstlich in Italien zu thun habe, am folgenden Abend mit dem Nord-Süd-Expreßzug eintreffen werde, um seine Frau nach Nizza mitzunehmen, wo er sie, da es ja in Meran nicht besser zu werden scheine, den nächsten Winter zu lassen gedenke.

Einen Moment steht der junge Arzt wie versteinert, dann lacht er bitter auf.

Sawohl, er mag kommen, der Herr Graf Orlov, dieses Muster von einem Chemann. Morgen Abend mit dem Nord-Süd-Expreßzug!

Ja, — mag er kommen — gewiß — er wird grade — zur — rechten Zeit eintreffen! Diesen Brief aber, den kann er jetzt mit fester Hand und ruhigem Gewissen ins Feuer werfen — sie wird es nie mehr erfahren. Und nun soll sie auch ihren Willen haben, soll ihren heißesten Wunsch erfüllt bekommen. Ja, — sie soll zur Kurmusik.

Jetzt kann er es beantworten.

Am andern Morgen ist alles in der Villa Ernst in heller Aufregung, denn die Russin, Gräfin Orlov — Sascha soll ihr Vorname sein — die schöne, blonde Frau, welche man seit den ersten Tagen ihrer Ankunft nicht wiedergesehen hat und von der die mythenhaftesten Gerüchte in jeder Weise herumschwirren, soll zur Kurmusik kommen.

Wirklich? Endlich?

Sie glauben es alle noch nicht so recht, weil sie schon öfter in dieser Hinsicht enttäuscht worden sind, da die Anordnung des Doktors in der ersten Stunde immer wieder rückgängig gemacht wurde. Man steht in kleinen Gruppen auf der Veranda, auch im Vorgarten, bespricht die sensationelle Thatsache bei der Chokolade und in der Giselapromenade beim Morgenspaziergang, es ist eine so interessante Sache, vor allen Dingen für die Herren, diese ganze Frau mit all ihrem exotischen Drum und Dran, ihren fabelhaften Juwelen, ihrer märchenhaften Schönheit, ihrem alten, weißbärtigen Swanowitsch und ihren sonderbaren, einem jeden räthselhaften Familienverhältnissen.

Sie bildet oft, fast täglich das Tischgespräch. Ja — da tröstete wohl gerne manch einer, und als sie endlich — während

der Doktor sie die Treppen selber, ohne jede Hilfe heruntertragen, hat man sich natürlich diskret zurückgezogen — in ihrem Rollwagen, diesem wahren Meisterwerk von Schmiedekunst und kostbar eingelegten Beschlägen, sitzt, wohlverwahrt und zugedeckt von dem alten russischen Graubart, der den Doktor gar nicht heranlassen will, da ist Excellenz von Plessenburg der erste, der die junge Frau im Namen sämmtlicher Hausgenossen mit einem duftenden Marschallnielboukett begrüßt.

Man drängt sich herzu, andere wollen dem Beispiel des Generals folgen, Herren sowie Damen, man will sie sehen, sie selbst, das russische Cape, von dem die Jose so viel den Mädchen erzählt hat, den Hut mit den Rosenknospen und dem kleinen Kolibri aus Edelsteinen, aber man kommt nicht recht dazu, denn der Doktor, der blaß und ernst aussieht, wie man sein schönes, lebenswürdiges Gesicht selten kennt, wehrt alles freundlich, aber mit der ihm eigenen, unwiderstehlichen Energie, die sie alle so sehr an ihm als Arzt schätzen und die ihn so beliebt macht bei all seinen Patienten, ab.

„Nicht sprechen mit ihr“, bittet er leise hier und da, „nein — bitte nicht. Sie ist so schwach — —“

Das mag wohl wahr sein, obwohl man ihr das nicht ansieht, aber — entzückend ist sie! Entzückend! Man ist ganz hingekriegen.

Dieses Gesicht! Dieses Haar! Und diese großen, wunderbaren Augen! —

Da kann man gar nicht darüber hinweg, über diese Augen. Ein älterer, graubärtiger Herr vor allen Dingen, so ein echter Lebemann noch, — der ist ganz Feuer und Flamme.

„Donnerwetter“, hört man ihn murmeln. „Da noch einmal jung sein, — alle Heiligen! Ruiniren könnte man sich ja noch jetzt um dieses Weib. Was meinen Sie, Andraffy?“

Der Angeredete, ein schlanker, fehniger Dreißiger in weißem Tennisanzug, sagt gar nichts. Der hört gar nichts, was der Regierungsrath sagt — der sieht sie nur an, ganz weltverloren —

Alles bleibt stehen, wo sie vorbeifahren: Alles sieht sich um nach diesem Paar; es ist aber auch ein Bild, das der, welcher es gesehen, wohl nie wieder im Leben vergißt. Wie ein stummer, ernster Wächter schreitet der junge Arzt neben dem Wagen her, den der alte weißhaarige Diener in distinguirter Livree langsam, vorsichtig führt, strahlend vor Freude über das große Ereigniß.

Sie spricht nicht. Nichts.

Das beunruhigt ihn.

Kann sie nicht? Oder fehlen ihr nur die Worte? Er weiß es nicht, so viel er auch in ihrem Antlitz forscht. Da vermag er es nicht mehr zu ertragen — er muß ihre Stimme hören. Er beugt sich nieder zu ihr und ein erstes, stilles Lächeln gleitet über sein ernstes Gesicht.

„Nun?“

Sie sieht, die Hände wie ein Kind, das betet, fest zusammengefastet, zu ihm auf, der ihr dies Glück bereitet, in wortloser Seligkeit.

Ach, was ist sie glücklich!

Da ist er zufrieden, da er weiß, warum sie nicht spricht.

Nun läßt er den Wagen halten, schiebt ihn selbst etwas zur Seite, damit man nicht so im Gedränge stehe und beobachtet sie verstohlen, trotz seines Jammers in mühsam verhaltenem Entzücken, wie sie mit großen, erstaunten Augen in das Gewoge hineinsieht und was sie wohl zu seiner Ueberraschung sagen wird.

Er weiß ja, was jetzt kommt — jetzt steht auf dem Programm das dritte Stück, ihr Lieblingslied, das er heute früh, trotz seiner vielen Besuche, beim Kapellmeister bestellt — der rothe Sarafan — und da setzt sie auch schon ein, die traurige,

süße, kleine Melodie, die ihm so theuer geworden ist, weil sie dieselbe oft leise vor sich hinsummt und er sie ihr jeden Morgen fast vorpfeifen muß.

Ob sie darauf achtet?

Er bemerkt, wie sie stutzt — ihm klopf ordentlich das Herz — er kann es gar nicht mehr erwarten, bis diese Augen wieder zu ihm aufschauen; da sieht sie ihn an, endlich, dankbar und lächelnd in stummem Einverständnis, und er ist belohnt — königlich. —

Wie ihn dieses kleine verstoßene Lächeln beglückt, das nur ihm gilt! Was ist er selig und — elend, denn dieser Blick, diese Thränen, die da in ihren Augen glänzen, die gehören ihm, ihm ganz allein, das sind selige Freudenthränen, wie sie sie selten geweint.

Weltentriickt, wie verzaubert lauscht die junge Frau den trauten Heimatklängen. Ihr Rußland — ihr kaltes, aber ach, so schönes, so heißgeliebtes Rußland! Wie mit einem Schlage steht ihre Jugend vor ihr auf, ihre Kinderzeit, die kurze, glückliche, das Schloß ihrer Väter — all die schönen Kindererinnerungen werden wach und die Mutter sieht sie vor sich, die blasse, stille Dulderin, die sie gerade mit diesem Liedchen stets in den Schlaf gefungen — eine Erinnerung, die ihr am deutlichsten noch im Gedächtnisse haften geblieben. „Näh nicht, liebes Mütterlein, an dem grünen Sarafan“ schmeichelt es sich in das Herz der athemlos laufenden Frau hinein, daß sie aufjauchzen möchte, und dann klagen die Geigen wieder so wehmüthig dazwischen, so hoffnungslos, „Jugend kehrt nicht wieder, wach sie einmal von Dir“, daß sie mit Macht die Thränen zurückdrängen muß. Ach ja, auch ihre Jugend, die seligste Zeit ihres Lebens ist ihr unwiederbringlich verloren, aber ihr blieb doch die Erinnerung und wenn sie auch noch so schmerzlich ist.

Da beginnt der Vers zum zweiten male leise, diesmal wie ein verhallendes Echo. Sie ist noch immer weit fort mit ihren Gedanken; daß man sie bewundert, daß sie den Mittelpunkt der ganzen Kurgesellschaft in der Allee allmählich bildet, das ahnt sie nicht; daß man sich anstößt, sich gegenseitig auf sie aufmerksam macht und raunt und flüstert, wie entzückend sie ist, — von alledem merkt sie nichts. Erst als einer und noch einer und immer mehr kommen, um sie zu begrüßen und ihr ihre Glückwünsche zu Füßen zu legen, Herren aus dem Hause des Arztes, aus den Nachbarhäusern, der Badedirektor, Fremde sogar — da wird sie endlich aufmerksam; ist es doch gerade, als ob eine Fürstin Cercle hält.

Und sie lächelt und dankt mit der ihr eigenen, unnachahmlichen, holden Grazie, neigt den blonden Kopf und nimmt die Rosen, die Orchideen und den Flieder und die Maiblumen, bis die ganze Decke auf ihrem Schoß einem wahren Blumengarten gleicht. Aber sie wird unruhig, zerstreut, ihr Blick sucht und sucht und sie dreht ruhelos ihr winziges Suchtenlederportemonnaie hin und her, unaufhörlich — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

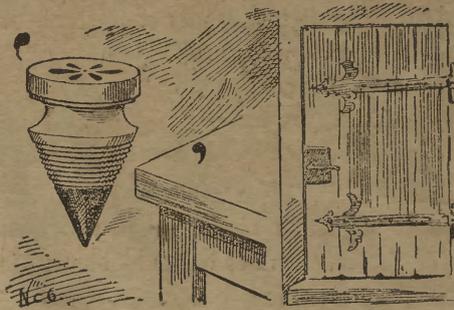
## Räthselecke.

### Anagramm.

Elle, Leander, Adel, Eid, Hering, Ast, Stern, Orden, Bart, Raum.

Von jedem Wort ist durch Voransetzung eines passenden Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Die vorangesezten Buchstaben müssen im Zusammenhang die dichterische Bezeichnung eines Zeitabschnittes ergeben.

### Bilderräthsel.

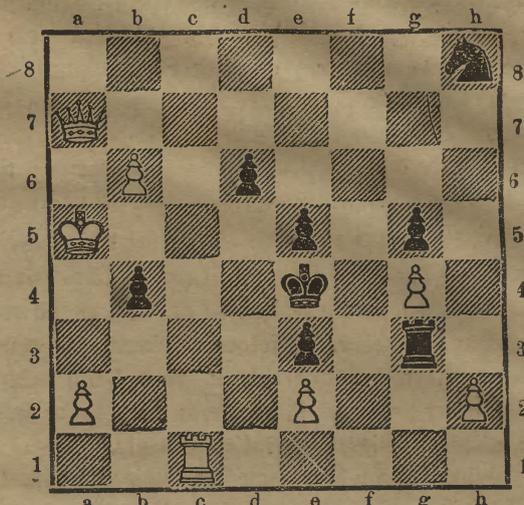


### Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	Zeitbezeichnung.
1	3	4	5						Gewässer.
2	7	6	3	8					Dichtwerk.
3	4	5	9						Zahlwort.
6	3	2	6	7	2				Steinart.
									5 3 6 6 westfälische Stadt.
									1 3 2 7 8 Adelstitel.
									7 2 8 3 9 Amtstracht.
									1 2 7 9 Nahrungsmittel.

### Schachaufgabe.

Von B. Cisar in Pilsen.



Weiß.

(8+8)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

### Auflösung des Quadraträthfels.

B E I L  
E H R E  
I R M A  
L E A R

### Auflösung des Bilderräthfels.

Schulferien.

### Auflösung des Worträthfels

Stammbaum — Baustamm.

### Auflösung des Abstrichräthfels.

Schützenfest.

### Auflösung des Scherzräthfels.

Traber — Rabe.

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a7; bK, D, 9, 8, 7; cA, 10, 8, 7.  
M. a, b, c, dB, aA, 10; bA, 10; c9; d9.  
G. aK, D, 9, 8; cD; dA, 10, D, 8, 7.  
Stat: cK, dK.

Spiel:

1. B. bD, bA, aK (-18). 2. G. cD, cA, c9 (-14).  
3. B. bK, b10, aD (-17). 4. G. dA, c10, d9 (-21).

Damit haben die Gegner 70. —

Nichtige Lösungen gingen ein von: Alma und Walter Hohendorf, Wilhelm Gelfer, Arthur, Georg, Hartwig Leusch, Martha Schulz, Elisabeth Steff, Georg Schaffstädt, Robert Sporleder, Richard Felzmann, Hedwig und Willi Radow, August Schwantes, Karl Weber, Martha Giesla, Alexander Dembel, C. Brüning, Erich Rosenber, L. John, Paul Schrader, Stanislaus Musielewicz, Rudolf und Johannes Schellong, Bromberg, A. Kühn, Blauen i. B. Erna Ringhand, Schlawe i. Pom. Franz Bahn, Heinrich Struck, Bromberg.